Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 39. Bromberg, den 15. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(22. Fortsetzung.)

Der Morgen graute bereits als sie völlig erschöpft in ihr Schlafzimmer zurückkehrte und sich fröstelnd in ihre Decken hüllte.

Dann lag sie bis in den Vormittag hinein in einem totenhaften Schlummer: mit übermächtiger Gewalt hatte die tagelange Nervenabspannung endlich ihr Recht geltend gemacht.

Erst gegen zehn Uhr kam sie blaß und müde zum Frühstück auf die Terrasse hinaus.

Das erste, worauf ihr Blick auf den Kaffeetisch fiel, war ein Brief von Klaus.

Sie kannte seinen Inhalt, ehe sie ihn gelesen hatte.

In ein paar kühl höflichen Wendungen erbat Klaus seine sofortige Entlassung, knapp und kurz, ohne Angabe eines Grundes.

Er hoffe bestimmt der Frau Baronin vor ihrer Abreise noch einmal persönlich seine Aufwartung machen zu können, anderenfalls erlaube er sich, bereits mit diesen Zeilen Abschied zu nehmen und ihr für die genossene Gastfreundschaft seinen Dank auszusprechen.

Mit einem bitteren Lächeln faltete Sibylle den Brief wieder zusammen.

Es war alles vorbei, das Schicksal vollendete sich.

Ein heißes Verlangen war auf einmal in ihr nach einem einzigen Worte des Trostes, der Liebe, nach einem Herzen, an dem sie sich hätte ausweinen können.

Und doch blieben ihre schmerzenden Augen trocken und tränenlos.

Fast gewaltsam riß sie sich endlich aus diesem ziellosen Brüten auf und befahl, den Jagdwagen anzuspannen.

Es war der große Wunsch ihres Mädchenherzens gewesen, einmal in ihrem eigenen Wagen durch ihr eigenes Reich zu fahren.

So wollte sie denn auch heute noch einmal das Hochgefühl des Besitzes auskosten und all das an sich vorüberziehen lassen, was nun schon so lange Zeit zu ihrem Leben gehörte.

Mit halbgeschlossenen Augen lehnte sie in den Wagenpolstern zurück, indes sie die schnellen Traber in rascher Fahrt durch die lichte Dämmerung des meilenfernen Forstes dahintrugen.

Verschwiegene Wege grüßten verlockend, die in verwunschene Heimlichkeiten führten, in Schluchtentiefen und Dornröschenmärchen.

Und immer rauschte es leise in den hohen Wipfelkronen und zwischen den alten Buchen grüßte bald näher, bald weiter der See.

Der Mittagszauber webte über der traumstillen Einsamkeit wie der Nachklang einer süßen, wehen Melodie.

Es war, als ob der große Pan den Wald durchschritt, und alles Leben fühlte seine geheimnisvolle Nähe. —

Erst gegen zwei Uhr kam der Wagen wieder zum Schloß zurück.

Liesbeth hatte in dem kühlen Speisesaal das Essen gerichtet, doch Sibylle war nicht imstande gewesen, auch nur einen einzigen Bissen zu genießen und sogleich nach ihrem Schlafzimmer weitergegangen.

Dann lag sie auf ihrem breiten Ruhebett hinter dicht verhüllten Fenstern, von einer dumpfen, schmerzlichen Traurigkeit erfüllt.

Die seltsame Unrast der Nacht war wieder in ihr aufgestanden und zugleich mit ihr ein leeres Wünschen, ein leeres Hoffen.

Ihr graute vor einem Wiedersehen mit Klaus, und doch war in ihr nur eine einzige große Sehnsucht, daß er noch einmal zu ihr kommen und nie wieder von ihr fortgehen möchte.

Und langsam begann ihr die Erkenntnis aufzudämmern, daß man auf Liebe nicht leichter verzichten könne als auf das Leben. —

Eine stille Stunde schlich so in tiefen Gedanken dahin, Gedanken, die keine Worte hatten und sie doch quälten, weil sie mit ihnen nicht zum Schluß kommen konnte.

Die kleine Zofe, die im Ankleidezimmer nebenan noch immer zwischen den Koffern kramte, kam zuweilen herüber und fragte leise, ob sie ihr nicht irgendwie zu Diensten sein könne.

Doch Sibylle schüttelte immer wieder verneinend den Kopf und strich ihr liebevoll über den blonden Scheitel; die treue Anhänglichkeit des schlichten Mädchens, dessen große runde Kinderaugen schon den ganzen Tag voll heimlicher Tränen standen, rührte tief an ihrem Herzen.

Dann saß sie lange am Schreibtisch ihres blauen Salons und schichtete den Inhalt der Schubfächer und Züge vor sich auf der Platte auf.

Eine rasche Arbeit der Vernichtung begann, ganze Berge von Briefen und Karten verschwanden in dem Kaminofen.

Tief zuunterst im Mittelschube lag halbverblichen und vergessen eine Photographie ihres Gatten.

Die nahm sie jetzt zur Hand und betrachtete sie lange.

Jetzt erst fühlte sie in tiefster Seele, was jener ihr angetan, als er sich ihre knospende Jugend mit seinem Reichtum erkauft hatte.

Und ihres Herzens Sehnen schwoll noch einmal wie ein Strom im Frühlingswehen.

Mit einem jähen Ruck riß sie das Bild mitten durch und warf es zu den Briefen in den schwelenden Kamin.

Dann klingelte sie Lisbeth und befahl ihr, Lore zu einer kurzen Unterredung nach dem Speisesaal herüberzubitten.

Auf einmal hatte der Sturm ihres überreizten Empfindens jeden hemmenden Widerstand der Vernunft in ihr hinweggefegt und die ganze fiebernde Spannung der letzten Tage in ein einziges loderndes Gefühl von Eifersucht zusammengeschweißt, das ihr plötzlich wie ein entfesseltes Feuer durch alle Glieder schlug und für Augenblicke fast die klare Besinnung raubte.

In zitternder Erwartung lehnte sie an der offenen Terrassentür und schaute in die sonnenglühende Himmelshelle hinaus, deren Atem gleichsam zu ersticken schien in einem ungeheuren Weltenbrande.

„Tante Sibyll, du hast mich zu sprechen gewünscht!"

Lore war eingetreten und stand hoch und schlank in ihrer ganzen sieghaften blonden Jugend in der dunklen Umrahmung der schweren Eichentäfelung.

Sibyll neigte leise den Kopf.

„Ich verreise heute abend für längere Zeit!" sagte sie, „und hätte mit dir vorher gern noch eine persönliche Angelegenheit ausgetragen!"

„Bitte, ich stehe zu deiner Verfügung!"

Ruhig und fest sah Lore in das drohendgespannte Gesicht ihrer Gegnerin.

Sibyll antwortete lange nicht.

Ihre Finger tasteten nervös über die Platte des mächtigen Mitteltisches, der sich wie ein trennendes Bollwerk zwischen den beiden Frauen erhob.

Sie suchte nach einem Worte, einer Wendung, mit der sie die verhaßte Rivalin bis ins Blut treffen, ins Herz verwunden konnte.

„Du hast schon vor längerer Zeit die Absicht geäußert, aus Neudietersdorf fortzuziehen!“ begann sie endlich langsam, fast zögernd. „Ich warte noch immer darauf, daß du diese Absicht in die Tat umsetzt!“

„Die Schuld liegt nicht an mir, Tante Stefanie war bisher nicht reisefähig!“

„Ich kann auf den Zustand der Gräfin keine Rücksicht mehr nehmen!“ fiel ihr Sibyll heftig ins Wort. „Um es kurz zu machen, ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß du noch heute abend das Schloß zu verlassen hast, ehe ich selbst reise!“

Erstaunt trat Lore einen Schritt zurück; in ihren Augen blitzte es kampfbereit auf.

„Du hast keine Gewalt mehr über mich, Tante Sibyll! Ich bin frei neben dir. Und ich lasse mich nicht wie einen unbotmäßigen Knecht auf die Straße jagen!“

Sibylle senkte den Kopf, in ihren Schläfen rieselte das Blut; sie fühlte unwillkürlich, daß ihr nicht mehr ein hilfloses Mädchen, ein halbes Kind gegenüberstand, sondern ein selbstsicheres junges Weib, das sich ihrer Kraft und ihres Schutzes wohl bewußt war.

„Ich verbitte mir diesen herausfordernden Ton!“ gab sie in steigender Erregung zurück. „Jedenfalls dulde ich es nicht, daß du in meiner Abwesenheit hier im Schloß deine Liebelei mit meinem Sekretär fortsetzest!“

„Tante Sibyll!“

Eine Blutwelle schoß über das feine Mädchengesicht.

„Ich ersuche dich dringend, deine Ausdrücke etwas vorsichtiger zu wählen. Niemand auf der Welt hat mir etwas vorzuwerfen. Von einer Liebelei ist keine Rede. Dr. Hauffe ist mein Verlobter!“

„Lore, hüte dich!“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen war Sibylle bei den letzten Worten zusammengezuckt.

Eine Siedehitze übergoß und verbrannte sie.

Und plötzlich stand sie, leichenblaß, mit fliegendem Atem ganz dicht vor Lore, und ihre festen, weißen Hände schlossen sich mit schmerzhaftem Druck um die Arme des Mädchens.

„Auf der Stelle verläßt du mein Haus! Lange genug habe ich dein Gesicht ertragen. Jetzt ist es zu Ende!“

Ihre Stimme brach, aus ihren verdunkelten Augen sprühte ein Haß, eine namenlose Erbitterung, die in den ganzen letzten Nächten der Verzweiflung in ihrem Heimlichsten gewachsen war.

Unwillkürlich war Lore vor der Rasenden bis zur Tür zurückgewichen.

Sie suchte nach einem Halt für ihre Knie, ihren ganzen Leib in herzlähmender Angst.

Jetzt waren die furchtbaren Hände auf ihren Schultern, tasteten nach ihrem Halse.

Da schrie sie verzweifelt auf, einen einzigen Namen, daß es wie ein Hilferuf in Todesnot durch den weiten Saal hallte.

In diesem Augenblick flog die Tür auf.

Ein schützende Hand löste die Umklammerung.

Klaus stand neben ihr.

— — —

Minutenlang herrschte tödliches Schweigen.

Sibylle war zum Tisch zurückgetaumelt und krallte sich mit beiden Händen krampfhaft an die Platte.

Wie durch einen Schleier sah sie, daß Klaus das an allen Gliedern zitternde Mädchen zu einem Stuhl geleitete und mit freundlichem Zuspruch zu beruhigen suchte.

Dann stand er vor ihr und verneigte sich mit kalter Gelassenheit.

„Ich bedauere, daß sich mein Abschied unter diesen etwas gewaltsamen Formen vollzieht, aber ich glaube, ich bin gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um weiteres Unglück zu verhüten.“

„Sie haben soeben Fräulein von Rhaden aus dem Hause gewiesen!“ fuhr er dann mit ruhiger Härte fort. „Ich möchte bezweifeln, daß Sie dazu noch das Recht besitzen. Denn in letzter Zeit hat hier ein durchgreifender Rollenwechsel stattgefunden.

Nicht Sie sind heute mehr Herrin auf Neudietersdorf.

Das lange vermißte Testament Ihres Gatten hat sich gefunden.

Das Testament, das, wie Ihnen ja bekannt, Fräulein Lore zur Universalerbin ihres Onkels bestimmt!“

— — —

Sibylle antwortete nicht.

Wie ein roter Vorhang wallte es vor ihren Augen.

Sie hatte das Gefühl, daß sie zu Boden schlagen, das Gesicht verbergen müßte vor dem letzten, das sich jetzt enthüllte, in Gram und Verzweiflung und Verachtung ihrer selbst.

Und dann begann der unerbittliche Mann von neuem zu sprechen, und seine Worte, die wie brandende Stoßwellen gegen sie heranrollten, weckten in ihrer Seele einen dumpfen Nachhall quälender Gewissensangst.

„Die Maske ist gefallen, Frau Baronin,“ sagte er mit erhobener Stimme.

„Aber ich bin noch nicht am Ende!

Denn nicht allein die Unterschlagung des Testaments belastet Sie.

Der Verdacht einer schweren Blutschuld hat sich gegen Ihren Vetter Kurt von Rhaden erhoben.

Und zugleich auch gegen Sie, den Ihnen völlig hörigen Mann zum Mord an Ihrem Gatten angestiftet zu haben!“

— — —

Sibylle stand wie gelähmt.

Sie wollte sprechen, es dem furchtbaren Ankläger ins Gesicht schreien:

„Es ist nicht wahr! Das nicht, das letzte nicht!“

Doch die Kehle war ihr wie verdorrt, vergebens rang sie nach einem Wort der Rechtfertigung, der Verteidigung.

Kein Weg, kein Wille waren mehr in ihr deutlich.

Sie dachte immer wieder nur das eine, daß ihr diese tiefste Demütigung von dem Manne geschah, den sie nie heißer geliebt hatte, als in diesem Augenblick, da sie entehrt und geschändet vor ihm im Staube lag.

Und ihr Herz wand sich wie unter einem Tritt.

Und dann war sie auf einmal wieder allein.

Irgendwo wie in weiter Ferne schlug dumpf eine Tür ins Schloß.

Vorbei! — — —

Mit wankenden Schritten schleppte sie sich nach ihrem Schlafzimmer hinüber und sank hier schwer auf ihr Bett.

Eine seltsame Empfindung von Leere war in ihrer Brust; das Bewußtsein einer unentrinnbaren Kerkerhaft, eines angstvollen Hinabgleitens in dunkle, unbekannte Lebenstiefen, in der ihr irgendwo in der blauen Unendlichkeit eines Weltmeeres ein verlorenes Glück mit jeder Minute weiter in die Ferne sank.

Wie eine Königin hatte sie das Leben getragen.

Sieben Jahre lang.

Und nun war auf einmal alles zu Ende, als sei sie aus einer lichten Höhe auf ein Pflaster herabgeschmettert worden und müsse nun auf der harten Erde weiterkriechen, da wo die Steine am spitzesten sind.

Verstört sah sie zu der grünen Wand des Parkes hinüber, über der die Sonne noch immer grell und ahnungslos ihr Farbenspiel spann.

Es war totenstill ringsum, eine bange, schwebende Stille, und doch schien ihr die Luft gleichsam erfüllt von einem Wirbel undeutlicher Töne, die aus den stummen Wänden zu klingen schienen und ihr Hirn mit einem verworrenen Brodeln und Summen erfüllten.

Und das Brausen in ihrem Kopf wurde immer stärker und stärker, daß sie fast daran zu vergehen meinte.

Mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft richtete sie sich endlich wieder empor und kühlte am Waschtisch die brennenden Augen.

Dann stand sie vor ihrem großen Ankleidespiegel und ordnete mechanisch das verwirrte Haar.

Ein leidenschaftzerwühltes, fremdes Gesicht schaute ihr aus den mattgeschliffenen Scheiben entgegen, so daß sie vor ihrem eigenen Abbild fast zurückschrak.

Und dann auf einmal schien es ihr, als ob das Bild der fremden Frau ins Wesenlose zerflösse, in Nichts entglitte.

Und aus der Tiefe des Spiegels erhob sich feierlichernst der Ring eines Gerichtssaales.

Ganz deutlich sah sie den Kreis der Richter, die Schar der Geschworenen.

Und sich selbst in dem engen Käfigverschlag der Anklagebank.

Und plötzlich öffnete sich weit und machtvoll im Hintergrund des Saales eine Flügeltür, und auf einer Bahre aus Tannenzweigen wurde langsam ein verhüllter Leichnam hereingetragen. — —

Da schrie sie auf einmal laut auf und bedeckte das Gesicht, um nichts mehr zu sehen.

Eine sinnlose Angst krampfte ihr das Herz zusammen. Gefängnismauern schossen schwindelnd um sie empor.

Mit bebenden Händen nahm sie einen Mantel um und griff nach ihrer Tasche.

Dann schlich sie über eine Seitentreppe heimlich zum Schloß hinaus und eilte in jagender Hast durch den Park zur Orangerie hinüber.

(Schluß folgt.)

Jugendfreunde.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Was wollen Sie? Jeder hat mal eine Idee. Ob sie verrückt ist, sieht man erst nachher.

Da spielte mich das Schicksal zwischen zwei Schnellzügen in meine Heimatstadt. Vor siebenundzwanzig Jahren hatte ich sie zuletzt gesehen, als mich das Schulhaus in die Hand des Lebens gab. Natürlich überkam es mich wie alle Heimatfinder: Rührung, Staunen — Staunen, Rührung. Nein, wie sich diese Stadt verändert hatte. Wie, wenn ich jetzt behaglich durch sie schlenderte, alter Erinnerungen voll? Aber nein — ich sah auf meine Uhr — eine halbe Stunde noch bis zu meinem Schnellzug. Es ging nicht. Nicht mal zu einem Besüchlein langte es bei einem alten Freunde.

Hm, hatte ich denn solche hier? Verwandte? Keinen. Und Bekannte? Je nun, da waren die alten Schulkameraden.

He, Kellner, bitte, das Adreßbuch, aber 'n bißchen fix!

Die Erinnerung kramte in versunkenen Namen, während der Finger durchs Adreßbuch fuhr:

Billmann — aha. Roderich Billmann — ja, ja, das war der Billmann in der dritten Bank, links an der Ecke — der mit dem braven Gesicht, der immer so schüchtern wisperte, wenn der Lehrer ihn nur fragte, jaja .. jaja ...

Und da richtig, da war der Diggelmaier! Halt, ob es auch der richtige war! Jawohl. Franz Xaver — es gab nur einen Franz Xaver — es gab nur einen Franz Xaver Diggelmaier in der ganzen Stadt — der, der immer auf der letzten Bank saß — der mit der lustigen Stimme —, der immer den Kopf voll Lustigkeiten und Viechereien hatte, ach ja ... jaja ...

Und da — da stand ja auch noch der Praxmaier Anton, mein Nebenmann in der fünften Bank, der gemütliche Praxmaier, der mich immer verstohlen zwickte, wenn der Lehrer was Komisches oder was Dummes sagte — denn auch Lehrer sagen mal was Dummes — ach ja, der Praxmaier ... jaja ...

Und der Schwickelmann, unser Franz Schwickelmann stand auch noch da — der erste in der ersten Bank, der würdige Schwickelmann mit der fetten Stimme, der immer alles wußte — der dem Lehrer immer sagen durfte, wo wir das letztemal stehen geblieben waren — ach ja, der Schwickelmann ... jaja ...

Ich schlug das Adreßbuch zu. Schade, daß so wenig Zeit war. Ich hätte sie gar zu gern mal besucht, diese alten Schulkameraden. Aber natürlich, wenn so wenig Zeit war. — Halt da fiel mir etwas ein. Kellner!

Sie wünschen? fragte der Kellner in der Bahnhofswirtschaft dienstbereit.

Das Telephonbuch, bitte!

Und eine halbe Minute später setzte ich eine Kurbel in der dunklen Zelle in Bewegung. Hier Amt!

Nummer einundachtzig vierundneunzig, Billmann, bitte!

Nummer genügt, Name ist nicht nötig — rrr. Pause. Dann eine grobe Stimme:

Hier Billmann & Co., wer dort?

Nein, hatte dieser Billmann mit dem braven Gesicht, dieser Roderich Billmann, der immer so schüchtern wisperte, wenn der Lehrer ihn was fragte, hatte der sich einen groben Angestellten zugelegt.

Ich möchte Herrn Roderich Billmann sprechen, bitte!

Bin ich selbst! brüllte die grobe Stimme. Ich ließ vor Schrecken den Hörer fallen. Mir verging die Lust am Weitersprechen. Der liebe, brave Roderich Billmann — ein Traum versank. Ich läutete ab. Ich wurde jäh von Billmann & Co. getrennt. Ich hatte nichts dagegen. Ich kurbelte wieder.

Hier Amt!

Nummer achtzehn vierundneunzig!

Hier Professor Diggelmaier! sagte eine ungemein würdige Stimme. — Franz Xaver, ja? sagte ich ein wenig beklommen.

Professor Diggelmaier, betonte die würdige Stimme ärgerlich, was geht Sie mein Vorname an. — Sie wünschen? Aber rasch, bitte, meine Zeit ist gemessen, Herr!

Ich — ich wünsche nichts — nichts mehr. — Schluß, stotterte ich.

Unverschämtheit! grollte der Professor Diggelmaiersche Zorn durchs Telephon. Den Hörer hängte ich ein. Das also war der lustige Franz Xaver Diggelmaier geworden — der Diggelmaier, der den Kopf voller Lustigkeiten und Viechereien hatte — der würdige Professor — ach ja ... jaja ...

Ich blätterte weiter im Telephonbuch: Praxmaier Anton — nein, der stand nicht darin, der hatte nicht einmal ein Telephon. Vielleicht war's gut so. Vielleicht hätte er mich erst recht enttäuscht, der gemütliche Praxmaier, der immer die Hausaufgaben von mir abschrieb — der mich immer verstohlen zwickte, wenn der Lehrer was Dummes sagte.

Ich hatte weiter geblättert. Den Franz Schwickelmann hatte ich aufgeblättert.

Sechzehn vierunddreißig, bitte, Fräulein!

Rrrr ...

Hier Schwickelmann — Franz Schwickelmann — Schriftsteller Franz Schwickelmann. — Sie wünschen?

Ah, endlich eine angenehme Enttäuschung. Die würdevolle Stimme unseres Klassenersten, der immer alles wußte, hatte nach der fröhlichen Seite umgeschlagen.

Grüß dich Gott, Franz Schwickelmann, wie geht's?

Hm, das kommt darauf an, wer am anderen Ende dieses Drahtes ist. — Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt, mein lieber Herr.

Hier Fritz Müller.

Fritz Müller? Kenn' ich nicht!

Aber, Franz Schwickelmann, kennen Sie denn nicht mehr Ihren alten Schulkameraden Fritz Müller?

Hm, warten Sie — Fritz Müller, sagen Sie? War das nicht ... Hm, ja, lassen Sie die Dummheiten, Herr! Mein Schulkamerad Fritz Müller — jaja, der in der fünften Bank — der hatte eine glockenhelle Stimme und kein solches Gequiekte, wie Sie es am Telephon machen! Halten Sie gefälligst andere Leute zum besten, verehrter Herr! — Und außerdem, mich kriegen Sie nicht dran; der, der Sie sein wollen, der Fritz Müller, ist ja längst gestorben. — Schluß!

Aus der Telephonzelle ging ein zerknitterter Mensch. Der Mensch war ich. Lächelnd kam der Kellner auf mich zu: Wieviel Telephongespräche, bitte, Herr Fritz Müller?

Ich fuhr auf, woher wußte dieser Mensch meinen Namen?

Sie hatten an der Telephonzelle gelauscht?

Hatte ich wirklich nicht nötig, hatte ich wirklich nicht nötig, sagt er gemütlich und seine Hand macht eine halb verstohlene Bewegung, als wollte er mich zwicken — wie damals der Anton Praxmaier, wenn der Lehrer mal was Dummes gesagt hatte. . . .

So, hatten Sie nicht nötig, wer sind denn Sie eigentlich, he?

Der Anton Praxmaier neben Ihnen in der fünften Bank — der Anton Praxmaier, der so oft die Hausaufgaben von Ihnen abgeschrieben hat ...

Und dann stellte es sich in fünf Minuten eines eiligen Schwatzes heraus, daß der Anton Praxmaier, der gemütliche Praxmaier, der einzige meiner Schulkameraden im Adreßbuch war, der sich kein bißchen verändert hatte. Der ganz alte, liebe, gemütliche Anton Praxmaier aus der fünften Bank geblieben war. Wenn er auch nur ein Kellner wurde.

Und in der langen Schnellzugsmuße, die ich nachher hatte, dachte ich darüber nach, ob es vielleicht damit zusammenhing, daß alle anderen Telephon bekommen hatten und der Anton Praxmaier keins.

Die Bachmotette.

Erzählung von Kurt-Keßler-Ossagk.

Über Eisenachs winterverschneiten Dächern stand groß und schweigend die Nacht. Nur das Kreuz der Wartburg leuchtete am Sternenhimmel. Andächtige Schauer schlugen bei dem Anblick des flammenden Wahrzeichens in den Unzähligen auf, die heute ihre Schritte der Stadtkirche zulenkten.

Dort sollte wieder eine der üblichen, doch seltenen geistlichen Abendfeiern die Zuhörer auf Stunden hinausheben über Zeit und Raum, über die Sorgen des Alltags in das Erhabene, Göttliche.

Diesmal hatte sich der anerkannte Chor unter seinem berühmten Leiter neben dem nicht minder vollendeten Künstler-Organisten die große Bachmotette mit Orgelbegleitung zum Vortrag ausersehen.

Bis auf den letzten Platz war der weite Raum gefüllt, der in halbverhülltem Licht Größe und Heiligkeit atmete. Dumpf verzitterte der Glocken selten tiefer Klang, von dem die Schar der Gläubigen gewohnt war, daß aus ihm mit wunderferner Stimme der Orgelton aufdämmerte.

Doch still blieb's heute auf dem Chor. Vergebens harrte die Menge auf den Einsatz der Orgel.

Da mußte irgendetwas vorgefallen sein!

Und schon eilte nach wenigen Sekunden der Küster durch das Mittelschiff zur Sakristei. Atemlos berichtete er dem dort weilenden Oberpfarrer, der die Abendpredigt hielt: „Hochwürden! Joachim, der Organist, ist noch nicht erschienen!"

In demselben Augenblick wurde die äußere Sakristeitür aufgerissen, und herein stürzte ein Bote. Verlegen drehte er die Mütze zwischen beiden Händen: „Hochwürden! — Der Herr Joachim — er — ihm ist ein Mißgeschick widerfahren. Ein Notenblatt war unter seinen Schreibtisch geflattert, und als er es aufheben wollte, da — da hat er sich — das Tintenfaß über Gesicht und Frack — und er würde wohl nicht . . .“

„Genug!“ schnitt der Oberpfarrer, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, dem Boten das Wort ab, „dann müssen wir sehen, wie zu helfen ist!“

Und mit festen Schritten trat er hinaus an den Altar. Dort verkündete er, daß der Organist durch ein Mißgeschick am Kommen verhindert sei, ob sich jemand bereit fände, für ihn einzuspringen.

Still blieb's! — Wer konnte auch wagen, die schwierige Orgelpartie so ohne weiteres zu übernehmen!

Plötzlich aber drängte einer durch die Reihen.

„Ein Fremder,“ flüsterte es in den Bänken.

Rasch eilte der Unbekannte die Treppe zur Orgel empor. Mit seltsam schimmernden Augen trat er zu dem Chorleiter:

„Ich will's versuchen, die Orgel zu spielen!“ —

Mißtrauisch glitt des Angeredeten Blick über den vor ihm Stehenden. Der sah nicht wie ein Künstler aus mit seiner flatternden Haarmähne! Eher wie ein hergewanderter Handwerksbursche!

Aber was blieb zu tun! Schon begann der Oberpfarrer seine Ansprache mit tief verinnerlichtem Wort —

So mußte er wohl oder übel dem neuen Organisten die Noten reichen. Der prüfte mit tastenden Händen die Register.

Ob ihn nicht selbst ein Unbehagen beschlich?! —

Mit gedankentiefem Spruch klang die Predigt aus...

Nun nahte die Entscheidung. In geheimem Grauen stellte der Leiter den Chor. Noch einmal eilte sein Blick nach der Orgel...

Sein Herzschlag drohte zu stocken: Der Orgelpart war noch nicht aufgeschlagen. Und welche Register hatte der Kerl gar gezogen! —

Zu spät war's, um helfend einzugreifen. Mit wuchtigem Akkord setzte die Orgel ein.

Und da!

Der Chorführer stand und starrte nach dem, der dort ohne Noten in vollendeter Weise das Vorspiel aufperlen ließ!

Töne quollen aus geheimnisvollem Innern, jauchzten auf und tropften nieder gleich flüssigem Gold, brandeten wie die brausende Meeresflut und schluchzten wie nächt'ger Nachtigallenruf.

In stummer Ergriffenheit lauschten die Zuhörer und spürten im Atmen der Lichter Ewiges herniederschreiten.

Und als dann der Chor die Führung übernahm, variierte die Orgel in nie gehörten Wunderakkorden.

Das blühte und leuchtete und verdämmerte wie fernster Glockenton...

Die Feier war zu Ende.

Wie ein Gebet lag es über den Vielen, die den Ausgängen zustrebten. Jeder wollte den gottbegnadeten Orgelkünstler sehen. Der aber war längst verschwunden.

Während auf seine Bitten hin der Chorleiter das Ausgangslied spielte, hatte er rasch den Chor verlassen...

War's den Heimwandernden nicht, als ob das Kreuz der Wartburg emporstrebte, aufwuchs in den flimmernden Sternenhimmel zur Höhe, zum Licht?!

— — — —

Eine seltsame Nachricht, die doch alles sagte, erhielt der Chorführer nach einiger Zeit. In sein Haus flatterten die Zeilen:

Hoffentlich hat mein Orgelspiel in der Bachmotette gefallen! Bestens grüßend Johann Seb. Bach, Hoforganist.

Die Diebesprobe.

Von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Einem Landmann war Silbergeschirr aus einem Schranke gestohlen worden. Es war ihm unmöglich, dem Diebe in seinem Hause auf die Spur zu kommen. Endlich ließ er eines Abends alle diejenigen, auf welche nur irgendein Verdacht fallen konnte, zu sich auf sein Zimmer rufen.

„Unter Euch“, redete er die Leute an, „muß der Dieb sein, und ich werde ihn sogleich entdecken.“

Hierauf verteilte er unter alle gleichlange Strohhalme, befahl, daß sich alle in einem weiten Kreis aufstellten und die Hände auf dem Rücken falteten. Er fügte hinzu, daß in der Hand des Diebes der Strohhalm, während er sich im Nebenzimmer aufhalte, um einige Zoll wachsen werde. Dann murmelte er einige unverständliche Worte und ging in das anschließende Zimmer, wo er herumpolterte und einen gewaltigen Lärm vollführte. Ehe er das Nebenzimmer betreten hatte, hatte er den Leuten noch angeraten, bald die eine, bald die andere Hand in die Luft zu heben, oder auf einem Beine zu stehen und sich dann und wann zu bücken.

Als er in die Stube zurückkam, ließ er sich die Strohhalme reichen und fand den Strohhalm des Großknechtes um einen Zoll verkürzt; denn diesem hatte das böse Gewissen geraten, so viel abzubeißen, als der Halm nach seiner Meinung wachsen werde.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



*** Zwei neue Titel.** Die Titelfrage ist oft das Sprungbrett zur Eingruppierung in eine höhere Gehaltsklasse. Solche Motive mögen den Oberinspektor eines Berliner Theaters veranlaßt haben, den Titel „Theateramtmann“ zu fordern, den er auch erhalten hat. — Nicht ohne Humor liest sich die Mitteilung im Reichsbesoldungsblatt, daß der Nachtwächter einer kleinen Stadt — ebenfalls damit er nach einer höheren Gehaltsgruppe aufrücken kann — den schönen Titel erhalten hat: „Nachtpolizeibetriebsassistent“.

•

*** Völkerpsychologie in Versen.** Dem neuesten „Simplizissimus“ entnehmen wir die folgende völkerpsychologische Studie; deren Quelle in Pariser Kabaretts entdeckt wurde:

Ein Russe = eine Seele
Zwei Russen = eine Unordnung
Drei Russen = ein Chaos.

Ferner:

Ein Engländer = ein Idiot
Zwei Engländer = ein Match
Drei Engländer = die größte Nation der Welt.

Wir können ergänzen:

Ein Deutscher = ein Denker
Zwei Deutsche = eine Entzweiung
Drei Deutsche = eine Partei.

•

*** Von der Inseratwirkung.** Der amerikanische Psychologe W. D. Scott hat umfangreiche Versuche angestellt, um die Größe, die die Inserate haben müssen, festzustellen. Er ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß die Wirkung des Inserats sich mit der Größe rapide steigert. Wenn die Wirkung eines kleinen Inserates mit 1 angenommen wird, dann ist die Wirkung eines doppelt so großen schon gleich 3, die eines viermal so großen gleich 6, die eines achtmal so großen gleich 12. Die billigsten Inserate sind also die — größten. Freilich kommt es dabei natürlich noch auf den Gegenstand des Inserats an. Diese Statistik bezieht sich auf Geschäftsinserate.

•

*** „Weißt du, wieviel Sterne stehen?“** In dem Liede heißt es weiter: „Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl!“ Nun haben sich auch die Menschen ans Zählen gemacht, und zwar mit dem besten Hilfsmittel, welches zurzeit vorhanden ist, mit der photographischen Platte. Nach 30jähriger Arbeit, an der sich fast alle Sternwarten der Welt beteiligten, ist die Zählung zu einem gewissen Abschluß gekommen, worüber „Natur und Kultur“ (Tyrolia-Verlag München) berichtet. Soweit Menschen zu zählen vermögen, gibt es danach an dem blauen Himmelszelt etwa 52 Millionen Sterne der Größenklassen 1 bis 17 und etwa 1000 Millionen Sterne der Größenklassen 18 bis 23. —

•

*** Der Staubsauger als — Hundeputzmaschine.** Eine Stuttgarter Firma hat den Gedanken gehabt, eine Staubsaugemaschine in kleiner Ausführung zu schaffen, die als Hundeputzmaschine verwendbar ist. Man fährt seinem Liebling ein paar Mal über den staubigen Pelz und er ist von Sand und Schmutz und anderen Dingen, die ein Hundevieh nicht haben soll, gereinigt. Wie lang wird es dauern, dann wird man auch über den Menschen mit einem Staubsauger hinwegfahren!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H in Bromberg.